

MICHAEL BRAUN

## SCHILLER BEI AUTOREN DER GEGENWART

Würde Schiller heute leben, er wäre ein politischer Autor jenseits wohlfeilen Engagements, ein Anwalt europäischer Leitkultur und ein gewiefter Medienprofi, der über die Funktionsweisen der Informationsgesellschaft genau Bescheid wüßte und geschickt die Interessen des Massenpublikums bedienen könnte. Dieses Schillerbild, das Adolf Muschg zum Jubiläumsjahr entworfen hat, scheint wie für unsere Zeit gemacht. Doch Muschg ist ein Einzelgänger. Merkwürdigerweise scheinen im Vorfeld des Schillerjahres die meisten Schriftsteller kapituliert zu haben. Ihr Schweigen zu dem am meisten zitierten (und parodierten) deutschen Dichter ist sprechend. Es zeugt weniger von falscher Ehrfurcht oder übermäßiger Bescheidenheit, vielmehr vom Unwillen, die korrumpierten Klassikerklischees vom Volks- und Nationaldichter der Deutschen fortzuschreiben und sich an einem Werk zu entzünden, dessen Sprache zu steil, dessen Rhetorik zu exalziert und dessen vermeintlicher Moralismus heute ästhetisch degradiert ist. Deshalb pflegen es die Autoren in der Regel mit Oskar Matzerath zu halten, dem berühmtesten Romanhelden der Nachkriegsliteratur, der, »auf Schiller und Konsorten pfeifend«, Goethe als Bildungslektüre vorzieht.<sup>1</sup>

Noch Rolf Hochhuth, dem man nicht gerade bescheinigen kann, seine Stücke unberührt von der klassischen Wirkungsdramaturgie geschrieben zu haben, spart nicht mit Kritik an Schillers vermeintlicher Humorlosigkeit, seinem »Mißverhältnis zur Komödie«.<sup>2</sup>

Ins gleiche Horn stieß Dürrenmatt. Die Rede des Mannheimer Schillerpreisträgers von 1959<sup>3</sup> ist das deutlichste Dokument der Nachkriegszeit

<sup>1</sup> Günter Grass, *Die Blechtrommel*. Roman, Darmstadt, Neuwied 1987, S. 102.

<sup>2</sup> Rolf Hochhuth, *Die Geburt der Tragödie aus dem Krieg*. Frankfurter Poetik-Vorlesungen, Frankfurt/M. 2001, S. 111.

<sup>3</sup> Friedrich Dürrenmatt, *Schiller (1951)*, in: F. D., *Literatur und Kunst. Essays, Gedichte und Reden*, Zürich 1998, S. 82-102.

für die Unmodernität eines Klassikers. Zu beweisen, wie schwer den Zeitgenossen der Zugang zu Schillers Denken ist, fällt Dürrenmatt leicht. Natürlich bleibt Schiller für ihn der »größte deutsche Dramatiker«, ein begnadeter Lehrmeister des Theaters. »Hollywood könnte es nicht besser und dicker« (S. 88), meint Dürrenmatt und verweist einmal mehr auf die pointierten Dramenanfänge und -schlüsse, denen auch Dieter Kühn jüngst »höchste Präsenz, größte Prägnanz« bescheinigt hat:<sup>4</sup> »dem Manne kann geholfen werden«, »Kardinal, ich habe das meinige getan, tun Sie das Ihre«, »Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt«, »und frei erklär ich alle meine Knechte«. Aber Schillers Werke erscheinen Dürrenmatt »wie in Begriffen versteinert, mit allzuviel Sinn belastet, ästhetisch und ethisch zugleich, moralisierend, kaum zu widerlegen, aber isoliert, bedeutungslos für die Gegenwart, erhaben, doch unfruchtbar« (S. 85). Nur für eine Entdeckung ist der Weimarer Klassiker dem Schweizer gut. Der »mächtige Impuls«, den Schiller »nicht für große Zeiten, aber für schwere« gibt, liegt in seiner Zentralidee der Freiheit. Und die ist eine im Menschen selbst angelegte Idee, nicht Eigentum der Politik oder Sache der Revolution. Für Dürrenmatt ist deshalb Schiller ein verhinderter Revolutionär. Er verkörpert das Gewissen der Freiheit, nicht weil er hoffte, »die Verhältnisse zu ändern, um den Menschen zu befreien«, sondern weil es ihm darum ging, »den Menschen für die Freiheit zu ändern« (S. 97). Mit diesem Schillerbild sind wir heute gut beraten.

Hilflos, fast wehmütig hingegen muten die Schiller-Beiträge von anderen Autoren der älteren Generation an. Martin Walser entdeckte als Zwölfjähriger Schillers Werke im Wohnzimmerschrank eines Verwandten und las sich fest. Kein Wort fällt über die Dramen, der Junge versteht wenig und unterstreicht viel, und der Freiheitsdurst der Gedichte stärkt ihn, bevor der Verwandte stirbt und er die »Jungvolkuniform anziehen und zum Appell rennen mußte, den er überstand, wenn auch nicht unverehrt«.<sup>5</sup> *Mein Schiller* von Walser ist eine wankelmütige Liebeserklärung ähnlich wie die von Christa Wolf, die in ihrer Stuttgarter Schiller-Rede weniger über den Dichter der *Räuber*, vielmehr über einen modernen Selbsthelfer spricht, den Stuttgarter Widerstandskämpfer und KZ-Überlebenden Friedrich Schlotterbeck. Der »Riß der Zeit«, mit einem so verstandenen Schiller, läßt sich nicht schließen.<sup>6</sup>

<sup>4</sup> Dieter Kühn, Schillers Schreibtisch in Buchenwald. Bericht, Frankfurt/M. 2005, S. 99.

<sup>5</sup> Martin Walser, *Mein Schiller* (1980), in: M. W., *Liebeserklärungen*, Frankfurt/M. 1986, S. 166.

<sup>6</sup> Christa Wolf, Rede auf Schiller (1983), in: C. W., *Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze, Reden und Gespräche 1959-1985*, Darmstadt, Neuwied 1987, S. 677-691.

Ein großer Autor, den man bewundert, aber nicht mehr liebt, verliert zwangsläufig das Interesse der nachgeborenen Kollegen. Vorbei die Zeiten, als man mit Schiller-Antipathie provozieren konnte wie Hans Magnus Enzensberger, der es wagte, das *Lied von der Glocke* aus einer von ihm besorgten Lyrikanthologie zu verbannen, und das Unbehagen unserer Zeit an Schillers Effektrhetorik auf den Punkt gebracht hat: »Auf der einen Seite äußerste Ökonomie, auf der anderen uferlose Sprüche; feste rhythmische Form, lustlose Reimerei; strikte Kenntnis der Sache, unverbindliche Ideologie; verschwiegene Einsicht, plakatierte Trivialität; Größe in der Beschränkung, aufgehäufter Plunder.«<sup>7</sup> Das Urteil scheint klar. Doch es war ausgerechnet Enzensberger, der in seinem ersten Lyrikband *Die Verteidigung der Wölfe* (1957) auf fulminante Weise die Schillerschen Kategorien der Satire, Elegie und Idylle wiederbelebte und ganz im Sinne des Vorbildes »böse«, »traurige« und »freundliche Gedichte« schrieb.

#### OPTION FÜR EINEN KLASSIKER?

Angesichts von Enzensbergers raffinierter Option für einen Klassiker lohnt es sich, auch die allerjüngsten literarischen Schiller-Äußerungen einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Es sind wie gesagt nicht eben viele. Bis auf Koeppen hat sich beispielsweise in der Frankfurter Anthologie, der mit weit über 1.500 Gedichten größten Sammlung ihrer Art, lange Zeit kein Autor auf Schiller-Gedichte eingelassen; unter den modernen Schiller-Erzählungen steht Thorsten Beckers satirische Deutschland-Erzählung *Die Bürgerschaft* (1985) ziemlich verlassen da. Das neue *Jahrbuch für Lyrik* verzeichnet im Schillerjahr nur ein einziges Schiller-Gedicht (von dem vergleichsweise unbekanntem, englischen Autor Richard Dove).<sup>8</sup> Auf den Bühnen und den Lehrplänen der Schulen ist Schiller natürlich nach wie vor präsent, aber nicht jeder wird es dem Weimarer Intendanten nachmachen wollen, der bekennt, er »könnte jeden Tag die ›Räuber‹ schauen«.<sup>9</sup> Und wenn einmal ein Autor der Gegenwart Schiller zitiert, dann unwirsch und mit dem Ziel entlastender Distanzierung wie Robert Gernhardt, der in seiner Düsseldorfer Heine-Preisrede den dichtenden Medizi-

<sup>7</sup> Zit. nach Norbert Oellers (Hrsg.), *Schiller – Zeitgenosse aller Epochen. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Schillers in Deutschland*, Bd. 2, München 1976, S. 470.

<sup>8</sup> Richard Dove, »Schillers Ästhetische Schriften«, in: *Jahrbuch der Lyrik 2005*, hrsg. v. Christoph Buchwald u. Michael Lentz, München 2005, S. 69.

<sup>9</sup> Stephan Märki, »Ich könnte jeden Tag die ›Räuber‹ schauen«. Interview, in: *Die Welt vom 4.1.2005*.

ner Schiller, der sein eigenes Leiden verdrängte, gegen den in der Matratzengruft leidenden Heine ausspielt, der selbst dem Schmerz noch poetische und spielerische Töne zu entlocken vermochte.<sup>10</sup>

Fündig hingegen wird man in dem Friedrich Schiller gewidmeten *Insel-Almanach auf das Jahr 2005*. Hier haben sich immerhin einige namhafte Schriftsteller zu Schiller geäußert. Durs Grünbein, versiert im Umgang mit der antiken und klassischen Tradition, vermißt Schiller *Auf der Akropolis*: »Er war nie hier. Auch diese nicht, und der und jener – | Die Kleinstaatdeutschen mit dem Herz in Griechenland. | Bis nach Sizilien kamen sie, Bordeaux. In Jena | Durchdachte einer, was er seit der Schulzeit kannte, | Und blieb doch fern.«<sup>11</sup> Grünbeins Vermissenanzeige artikuliert in klassischen Hexametern das Verständnis des Nachgeborenen, der nicht – wie Schiller – die Welt nur zwischen »papiernen Fensterscheiben« wahrzunehmen genötigt ist. Grünbein ist kein »Kleinstaatdeutscher« mehr, sondern ein globetrotter. Doch an den Orten klassischer Antikensehnsucht kann auch er nur »das von alters her Gewohnte« finden: »Müll, ein blaues Kleid, die Biene überm Thymian«. Mit Schiller verständigt sich der Dichter über die Ursprünge der europäischen Kultur. Doch je weiter der Heutige reist, um so größer wird auch die zeitliche Distanz zum Gestrigen. Zudem ist im Wissen um »den Globus von Pol zu Pol, | das Genom, den Atomkern« (S. 126) der Blick des Heutigen geblendet. Es ist der Schnellschritt einer tendenziell gedächtnis- und gewissenlosen Moderne, der die Erinnerung an den Antikenkenner Schiller, an den Verfasser des Lehrgedichts *Das verschleierte Bild zu Sais*, stört.

## SCHILLERS ZWEITE POLITISIERUNG

Grünbeins »Erinnerungsstörungen« einer traumatisierten Moderne können Schillers Frage »Woran liegt es, daß wir immer noch Barbaren sind?« beantworten. Ihre Aktualität liegt für Adolf Muschg nach der Selbstzerstörung Europas in zwei »Welt-Bürgerkriegen« und nach der »Beraubung eines überwiegenden Teils der Menschheit, von Ressourcen, Menschenwürde, Lebenschancen« auf der Hand.<sup>12</sup> *Schillers schönsten Traum* findet

<sup>10</sup> Robert Gernhardt, Rede zur Verleihung des Heine-Preises, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 29.1.2005.

<sup>11</sup> Durs Grünbein, Drei Erinnerungsstörungen, in: *Insel-Almanach auf das Jahr 2005*, Frankfurt/M. 2004, S. 125-126, hier S. 125.

<sup>12</sup> Adolf Muschg, *Schillers schönster Traum*. Aus einer Rede über die ästhetische Erziehung des Menschen (2001), in: *Insel-Almanach auf das Jahr 2005*, S. 165-183, hier S. 169.

der Schweizer Schriftsteller in der Briefabhandlung *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*, die Schiller als Dank an seinen Förderer, den dänischen Herzog von Augustenburg, begann, als »Leitfaden der Humanität« entwickelte und als »Poetik der Zivilisation« vollendete. Dabei fasziniert Muschg der Gegensatz von Schillers Freiheitsidee zur politischen Realität seiner Zeit. Warum nur hat der »dissidente Kantianer« (S. 167) seinen Kunsttempel ausgerechnet auf eine Revolution wie die Französische (deren Ehrenbürger Schiller war) gebaut, die den einzelnen befreien wollte und ihn doch verbrauchte? Schillers Dramen bleiben darauf die Antwort schuldig. Aber die *Ästhetischen Briefe* geben das Rezept der Erziehung der Menschen zu zivilen Bürgern preis. Es besteht (so der berühmte 9. Brief) darin, die Menschen ihrer schlechten Angewohnheiten zu berauben, indem man »die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit« in die »geistreichen Formen« der Kunst verwandelt. Dem Menschen kommt man also am besten an seinem schwächsten Punkt bei, der zugleich die größte Stärke des Künstlers ist: der Spieltrieb.

An dieser Schnittstelle von Ethik und Ästhetik entscheidet sich auch die Funktion der Kunst in der heutigen Spaß- und Freizeitgesellschaft. Sie kann, ja soll, ohne auf ästhetische Ansprüche und Wertorientierung zu verzichten, ihr Publikum eben da abholen, wo es steht. Die moralische Absicht heiligt die Mittel der Unterhaltung. Auch und gerade der auf Normen und Werte fixierte Autor spielt in diesem Sinne eine gesellschaftlich unterhaltende Rolle: der »Tugendwächter als Animator im Club Mediterran« (S. 175). Wie freilich aus dem »Container von Big Brother großes Racinesches Theater« hervorzubringen ist, dies kann auch Muschg nicht beantworten.

Was Schiller für Muschg zum Zeitgenossen macht, ist vor allem seine Antwort auf die Fragen des Menschen nach den Grenzen seines Könnens und Sollens. Über das »Betriebsgeheimnis der Welt«<sup>13</sup> entscheidet letztlich die Haltung, die man ihm gegenüber einnimmt. Daß der Weg zur Wahrheit nicht durch Schuld führen soll, wie es im »verschleierte[n] Bild zu Sais« heißt, hat als bioethische Maxime in unserer Zeit an Gültigkeit nicht verloren. Und nur dann bleibt der Mensch sich selbst treu, so lautet für Muschg die Botschaft Schillers an uns, wenn er sich als Zweck seiner selbst versteht und sich frei macht von den Zwängen der Politik, der Natur und der Zivilisation. Es gibt keinen göttlichen Erzieher, der Mensch selbst ist Schmied seines Glücks, Subjekt der Reformen: das ist der archimedische Punkt von Schillers Geschichtsphilosophie. Freiheit, Menschenrechte, Re-

<sup>13</sup> Rüdiger Safranski, *Schiller oder Die Erfindung des Deutschen Idealismus*, München 2004, S. 325.

publik, diese nachaufklärerische Trinität der Werte ist nur dann erstrebenswertes Ziel, wenn sie von Menschen verfolgt werden, die auch fähig sind, die Vorzüge der Freiheit zu erfahren. Erst der innerlich freie Mensch war für Schiller der befreite Europäer und Weltbürger.

Muschgs Entzauberung von »Schillers schönstem Traum« enthält sich einer Instrumentalisierung Schillers für zeitgemäße, politische Themen. Das kann man von Volker Brauns Schiller-Rede *Ist das unser Himmel? Ist das unsre Hölle?* nicht behaupten.<sup>14</sup> Brauns Schiller ist ein Verbündeter im Leiden an der »offenen Geschichte«, die dem Dichter nach der deutschen Einheit auch die Schattenseiten der Freiheit zeigt: »Öffnung der Grenzen und Ausländerhaß, Warenangebot und Abwicklung, Medienfreiheit und Evaluierung« (S. 158). Mit Schiller im Gepäck erstürmt Volker Braun die »Festungen unserer zivilisatorischen Selbstgewißheit«, wohl wissend, daß man dem Menschen längst nicht mehr mit Moral kommen und »eine sittliche Uniform für die nackte Gattung« anpassen kann (S. 163). Kein Zweifel, Schiller dient Braun als Spiegel der Zeitkritik und auch der Selbstkritik.

#### DIE MODERNEN MEDIEN UND DER »QUOTENSCHILLER«

Der Lyriker und Stückeschreiber Albert Ostermaier hat Schiller den Rollenmonolog *Moors Moral* gewidmet.<sup>15</sup> Ein Schauspieler, der die Rolle Franz Moors gespielt hat, horcht beim Abschminken in der Garderobe in sich hinein und macht zwei interessante Entdeckungen. Der Erzbösewicht, der »gott aus der | schöpfung leugnete« (S. 251), hat gegenüber amoklaufenden »natural born killers« »als täter kein profil mehr« (S. 246); und die Vorstellung, der kleine Angestellte verlasse das Theater mit »vorsätzen statt umsätzen | im kopf« (S. 249), ist ein großer Irrtum. Das Fernsehen, das »alle probleme | der menschheit im schnelldurchlauf | verhandelt«, braucht weder das Theater noch den Autor, »es sei denn als quotenschiller« (S. 245). Doch hinter dieser Feststellung verbirgt sich kein Medienzynismus, sondern die nüchterne Erkenntnis, »dass wir | uns den kleinsten gewinn an | wahrheit mit dem aufwand eines | ganzen lebens erkaufen müssen« (S. 250f.). Diese Restwahrheit ist »Moors Moral« auf der Bühne der Wirklichkeit, die an Schrecknissen die des Theaters längst überboten hat.

Auch wenn sich, das bleibt festzuhalten, die Mehrzahl der Schriftsteller von Schiller weder provozieren noch inspirieren läßt, bleiben seine Werke

<sup>14</sup> Volker Braun, *Ist das unser Himmel? Ist das unsre Hölle?* in: Insel-Almanach auf das Jahr 2005, S. 158-164.

<sup>15</sup> Albert Ostermaier, *Moors Moral* (1998), in: Insel-Almanach auf das Jahr 2005, S. 243-251.

für jene Autoren aktuell, die den politischen Schiller entdecken. Den Schiller, der Ideologien analysiert, nicht propagiert. Der das Verhältnis von Macht und Moral aufdeckt. Der die Inszenierung von Idealismus als Intrige entlarvt und Kritik an der Vernunft des Menschenmöglichen übt. Darin liegt Schillers »zweite Politisierung«<sup>16</sup> nach dem Fall der Systeme. Nicht mehr als Nationaldichter vereinnahmbar, kann er zum »Bündnisklassiker«<sup>17</sup> und Zeitgenossen werden. Durs Grünbein erinnert sich mit Schiller an die Ursprungsorte der europäischen Kultur, Muschg entzaubert Schillers Freiheits-Traum und entdeckt die Aktualität seiner Anthropologie, Ostermaier läßt eine Schiller-Figur das mediale Wahrnehmungssystem transparent machen. Diesen Autoren hat Schiller etwas zu sagen, für sie ist er ein »Ideartist« (Gernhardt), der die Kunst mit philosophischen Ideen adeln will, ein »Medienprofi« (Muschg), der weder special effects geschont noch Situationstragik gescheut hat. Und ein Anwalt der Freiheit, der zunächst nicht den Menschen befreien wollte, sondern ihn freiheitsfähig zu machen trachtete: durch die Kunst.

<sup>16</sup> Jürgen Wertheimer, Mensch Schiller, in: *Literaturen* 1, 2005, S. 30.

<sup>17</sup> Christina Weiss, *Klassiker heute!? Marbacher Schillerrede*, Marbach 2004, S. 7.